

*Christina Marie Huhn
Kántarellas Lichtgestalten*

Zum Inhalt:

Im Jahr 1906 reist die junge Lehrerin Karin Mehrendt gemeinsam mit ihrem Bruder Paul auf dem Motorschiff *Stolz von Preußen* nach Deutsch-Samoa, um dort als Gouvernante ihrer Nichten und Neffen tätig zu werden. Durch einen Sturm gerät das Schiff jedoch vom Kurs ab und Karin geht unfreiwillig über Bord.

Sie überlebt und kommt in Cóno-Aleea wieder zu sich, einem bislang unentdeckten Inselstaat, der weit abseits der Schifffahrtsrouten irgendwo im Nirgendwo des Indischen Ozeans liegt.

Karin ist nicht die erste schiffbrüchige Person, welche die Küsten des Eilands betritt, und sie erkennt, dass die dort lebenden Leute Angehörige einer uralten Zivilisation sind. Zwischen neuen Gottheiten und in einer Kultur der Gleichberechtigung aller Menschen erweist es sich als günstig, dass die junge Frau, die im deutschen Kaiserreich geboren wurde, vormals in ihrer Heimat als unliebsamer Freigeist galt.

Doch jedes noch so fortschrittliche Denken bewahrt sie nicht vor dem vernichtenden Zwiespalt, zwei Brüder gleichzeitig aus tiefstem Herzen zu lieben.

Contentwarnung

(Achtung, enthält Spoiler)

Bevor du in die Geschichte eintauchst, möchte ich dir anheimgeben, dass das zentrale Thema zwar primär eine Liebesgeschichte in einer utopischen Welt ist, dennoch kommen (gewaltsamer) Tod sowie eine furchtbare Naturkatastrophe vor.

Sehr empfindsame Personen sollten gegebenenfalls von der Lektüre absehen.

Christina Marie Huhn

Kántarellas Lichtgestalten

*Die Erinnerung ist ein Fenster,
durch das ich dich sehen kann,
wann immer ich will.*

*Für meinen Dad Hellmut.
Ich vermisste dich.*



© 2024 Christina Marie Huhn
Website: www.christina-marie-huhn.de

Korrektorat: Claudia Fluor, www.schreib-weise.ch
Coverdesign und Umschlaggestaltung: Florin Sayer-Gabor,
www.100covers4you.com, unter Verwendung von Grafiken von Adobe
Stock: Michalsanca, Adidesigner23
Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Viviane

Nebel, so weit das Auge reicht, nur Nebel. Ich liege im Bett, wohlig in die warme Decke geschmiegt, bin zu faul zum Aufstehen, blinze träge aus dem Fenster.

Die alten Holzfenster im Häuschen meiner Oma wirken heimelig. Gemütlich. Hinter dem Fensterkreuz wabert die Außenwelt milchig, weißlich-grau, halb verdeckt von der altmodischen Blümchengardine.

Ich greife nach meinem Mobiltelefon auf dem Nachttisch und schaue auf das Display. Es ist 9 Uhr 30. Sicher ist meine Mutter längst außer Haus. Ich genieße diese Phase nach dem Abitur. Mir bleiben ein paar Wochen, bevor das erste Semester an der Universität in Erfurt beginnen wird. Mein Aushilfsjob als Kellnerin in einer kleinen Pizzeria lässt mir viel Zeit, um auszuschlafen und mich auf den Umzug in die Universitätsstadt vorzubereiten. Heute Abend habe ich frei und spiele mit dem Gedanken, das Straßenfest in der Nachbarschaft zu besuchen.

Träge wälze ich mich aus dem Bett und schlurfe ins Badezimmer. Das kalte Wasser aus dem Wasserhahn, das ich mir ins Gesicht schöpfe, erfrischt mich. Nach dem Frühstück schlendere ich im Haus umher. Ganz in Bad Godesberg habe ich mich noch nicht eingelebt. Omi ist vor drei Monaten verstorben und Mom ist froh gewesen, keine Miete mehr zahlen zu müssen. Also sind wir kurzerhand aus unserer Mietwohnung in Troisdorf in das nunmehr verwaiste Häuschen eingezogen.

Für mich ist es ohnehin fast egal, da ich bald studieren werde. Mein Studienplatz an der Universität Erfurt liegt weit weg

von zu Hause und mir bangt vor der Herausforderung, den geliebten Rhein und meinen Freundeskreis zu verlassen. Dafür winken neue Bekanntschaften mit Menschen, die nicht nur aus anderen Bundesländern, sondern auch aus fernen Staaten stammen. Dem künftigen Kontakt mit vielen fremden Kulturen sehe ich mit Neugierde und Vorfreude entgegen.

Mein zielloses Wandern durch das stille Haus führt mich nach oben. Auf der letzten Stufe zum zweiten Stockwerk stolpere ich über den Treppenläufer und fange mich an der Kommode neben der Tür zu Omis ehemaligem Schlafzimmer ab.

Ich schaue die geschlossene Tür an. Lange bin ich nicht mehr in diesem Raum gewesen. Omi war alt und wirkte gebechlich. Dennoch hat mich ihr Tod bestürzt. Ich denke, ich habe ihn bislang nicht wirklich verarbeitet.

Vorsichtig und sachte drücke ich die Klinke herunter. Die Tür gleitet auf. Ich muss schmunzeln – schließlich bin ich allein im Haus. Warum verhalte ich mich so leise?

Ich trete ein. Der Schafwollteppich schmiegt sich unter den Haussocken an meine Füße. Ich habe das Gefühl einzusinken. Es riecht leicht süßlich, zugleich herb, ein bisschen wie im Wald. Ich mag den Geruch. Er erinnert mich an meine Kindheit, an glückliche Stunden, die ich hier im Haus bei den Großeltern verbracht habe.

Mein Blick fällt zuerst auf das Fenster. Auch wenn es heute neblig ist, kann ich die Krone des Kastanienbaums im Garten sehr gut sehen. Seine Blätter reichen bis fast an die Scheibe.

Das Zimmer selbst wirkt aufgeräumt. Auf Omis Bett liegt eine Tagesdecke mit einem Muster aus großen, orangeroten Blumen. Neben dem Bett steht der Nachttisch, gekrönt von einer Lampe mit weißem, blütenförmigem Glasschirm und goldfarbenem Fuß. Darunter ist ein Spitzendeckchen drapiert. Ich

muss über das Klischee lächeln, das hier in Vollendung erfüllt wirkt.

In der Schublade des Nachttischchens hatte Omi früher Schokolade. Ich erinnere mich, wie ich sie als Kind einmal nach dem Warum gefragt habe. Dies sei sicherlich ungesund für die Zähne? Omi lachte damals, strich mir übers Haar und erklärte, dass sie manchmal schlecht träume und daher einen Trost brauche.

Ob immer noch Schokolade dort liegt? Zögernd strecke ich die Hand aus, denke gleichzeitig: *Viviane, was bis du für ein Feigling.*

Die Schublade lässt sich gut öffnen. Ein leichter Seifenduft steigt auf. Schokolade liegt zwar nicht in der Schublade, doch ein langer Schlüssel befindet sich gleich vorn. Säuberlich daran befestigt, hängt ein Schildchen mit der Aufschrift »Truhe Dachboden« in feiner Handschrift in veraltetem Stil. Ich nehme den Schlüssel an mich. Er ist schwarz und fühlt sich recht schwer und kühl an.

Truhe Dachboden?

Ich habe heute keine Termine und beschließe nachzusehen, was darin sein mag. Vielleicht finde ich etwas, das mir in Erfurt nützlich sein kann, wie das Lederetui für meine Schulhefte, das mir Omi im vorletzten Schuljahr geschenkt hat. Oder ein Kleid aus Omis Jugend für den nächsten Karneval?

Fast aufgereggt hole ich den Stock mit dem Haken, um die Klappe zum Speicher zu öffnen. Nachdem ich die Leiter heruntergezogen habe, klettere ich hinauf.

Staubig.

Das ist mein erster Gedanke. Und schummrig obendrein. Durch die schmalen Dachfenster dringt kaum Licht herein, zumal es heute recht trüb ist.

Wo mag diese Truhe sein? Ein paar Pappkisten stehen zuvorderst. Die sind es wohl kaum. Eine Pappkiste mit Schlüssel – das wäre mir neu. Ein leichtes Grinsen umspielt bei diesem Gedanken meine Mundwinkel.

Ich taste mich in dem spärlichen Licht um den Stapel herum und – richtig – da steht eine Truhe. Sie schaut aus, als wäre sie recht alt. Sie ist aus Holzbrettern gefertigt, mit Eisenbanden und einem eisernen Vorhängeschloss, das genauso altmodisch ausschaut wie der Schlüssel, den ich in der Hand habe. Ich bin sicher, das Ding ist selbst in leerem Zustand mindestens so schwer wie ich selbst.

Halb spähe, halb fühle ich nach dem Schlüsselloch und schiebe den Schlüssel hinein. Zwar passt er, das Drehen hingenommen fällt extrem schwer. Ehrgeiz packt mich und ich strenge mich an. Es klackt. Das Schloss öffnet sich. Ich ziehe es aus der Öse, die den Truhendeckel mit dem Korpus verbindet, und klappe die Truhe auf. Es knarrt, dann kippt der Deckel nach hinten und knallt mit einem dumpfen Geräusch gegen die Truhewand. Eine Staubwolke stiebt auf.

Warum hatte Omi den Schlüssel fast griffbereit, wenn diese Truhe dermaßen verstaubt ist? Womöglich wollte sie danach sehen und hat es nicht mehr geschafft. Der Gedanke macht mich traurig.

Die Neugier ist stärker als die Trauer. Kaum dass sich die Staubwolke gesenkt hat, beuge ich mich über die Truhe und blicke ins Innere.

Ist das dunkel.

Viel scheint allerdings nicht darin zu liegen. Ich taste in den Schatten hinein. Ein eckiges, hartes Objekt stößt gegen meine Finger. Ich hebe es heraus. Es handelt sich um eine alte Fotografie hinter verstaubtem Glas. Eine flache Schnitzerei, die sti-

lisierte Pfingstrosen darstellt, schmückt den hölzernen Rahmen. Ich lege das Bild beiseite und krame weiter.

Der nächste Gegenstand fühlt sich weicher an. Er ist dicker und viel schwerer als das Foto und rutscht mir aus den Fingern. Mit einem dumpfen Laut plumpst er in die Truhe zurück. Ich angle erneut danach. Er entpuppt sich als ein in Leder gebundenes Buch. Auch dieses lege ich neben mich auf den Boden.

Der restliche Inhalt der Truhe erweist sich als für mich enttäuschend, besteht er doch lediglich aus Wäsche – weiße Laken, weiße Bettbezüge und Kopfkissenbezüge, alles säuberlich gefaltet und rein von der Optik her schon uralt. Es erscheint mir beinahe grotesk – neues Bettzeug, das anscheinend niemand jemals benutzt hat, und nun liegt es hier herum.

Ich schließe die Truhe und lasse das Schloss mit Schlüssel daneben liegen. Das Foto und das Buch nehme ich mit mir.

Nachdem ich beides abgestaubt habe, schaue ich mir das Bild im Licht meines Stubenfensters genauer an. Es zeigt eine junge Frau, etwa in meinem Alter, in einem hochgeschlossenen, langen Kleid mit Spitzenkragen und Hochsteckfrisur. Die Haare könnten kastanienbraun gewesen sein, so wie mein eigener Schopf. Bei intensiverem Hinsehen scheinen einige Locken hartnäckig der Friseurkunst widerstanden zu haben. Wie zarte Reiser ragen sie heraus und geben der Frau einen Hauch von Lebendigkeit in der ansonsten stocksteifen Pose.

Ich besinne mich, dass man damals Fotoplatten benutzte. Diese mussten verhältnismäßig lange belichtet werden. Wahrscheinlich wirken die Menschen deshalb auf diesen Bildern häufig so formell.

Die Gesichtsform der jungen Frau ist eine Mischung aus herzförmig und weichem Oval, der Mund voll und eher breit, dafür die Nase klein und zierlich. Die Augen sind groß und

rund, möglicherweise so grün wie meine, darüber die Augenbrauen fein, dabei in gefälligem Schwung. Ob sie Sommersprossen hat, wie ich selbst welche habe? Dies kann ich leider zwischen all den Sepiatönen nicht so gut erkennen. Ich denke, dass das Bild über hundert Jahre alt sein muss.

Insgesamt ... Ja ... Ich könnte ihr sehr ähnlich sehen, kleidete und frisierte ich mich in diesem Stil. War sie eine Ahnherrin?

Ich will die Fotografie auf dem Nachttisch platzieren, habe aber übersehen, dass dort mein Telefon liegt. Auf der unebenen Fläche kippt der Bilderrahmen und fällt zu Boden. Zwar landet er weich genug auf dem Teppich, sodass die gläserne Abdeckung heil bleibt, doch trennen sich Glas und Rahmen und der Pappkarton mit dem Foto rutscht heraus.

»Verflixt!«, murmle ich ungehalten und hebe die Teile auf.

Auf der Rückseite des Bildes sehe ich die Prägung mit dem Fotografennamen, die Jahreszahl 1906 und den Vermerk »Die Platte bleibt für Nachbestellungen aufbewahrt«. Ich muss schmunzeln. Angenommen, das Geschäft *Hermann Uhlig, Photographie Atelier* in Chemnitz gäbe es noch und ich käme herein und bäre um die Nachbestellung ...

Chemnitz. Ich erinnere mich flüchtig, dass die Familie meiner Omi dort vor dem Zweiten Weltkrieg ihre Wurzeln hatte. Durch die Fliegerbomben der Alliierten ist das Haus völlig zerstört worden und sie haben sich in den Kriegswirren zu einem Onkel nach Bonn durchgeschlagen. Omi war damals ein Kind, vier oder fünf Jahre alt, und hatte nur noch bruchstückhafte Erinnerungen daran.

Unter der Inschrift des Fotografen ist mit Feder und Tusche etwas Handgeschriebenes zu sehen, leider in deutscher Schreibschrift.



Karin Mehrendt

steht da.

Gab es da nicht mal eine App zu Schriftarten? Mein kluges Mobiltelefon muss mir hier weiterhelfen. Ein bisschen kurios fühle ich mich – ein Bild von 1906 auf dem Schoß und einen Minicomputer aus dem Jetzt in der Hand.

Die Suchmaschine liefert mir das gewünschte Ergebnis. Ein wenigrätseln muss ich, doch dann bin ich sicher, dass da »Karin Mehrendt« steht.

Zufrieden setze ich das Bild wieder in den Rahmen ein und stelle ihn, dieses Mal ohne Panne, auf den Nachttisch. Nun widme ich mich dem Monstrum aus Leder. Die Seiten sind gewellt. Der Deckel will sich zuerst gar nicht öffnen lassen. Vorsichtig, ganz vorsichtig, löse ich ihn.

Vergilbtes Papier, das brüchig wirkt, offenbart sich meinem Blick.

Schon wieder diese alte Handschrift, denke ich widerwillig.

Drei Wörter stehen auf der ersten Seite. Die ersten beiden kann ich schnell entziffern, denn sie sind die gleichen wie auf der Fotorückseite: »Karin Mehrendt«.

Nach meinen computerunterstützten Entzifferungskünsten erfahre ich, dass das dritte Wort nüchtern »Reisebericht« lautet.

Welch ein interessanter Fund, geht es mir durch den Sinn.

Hier habe ich einen handgeschriebenen Reisebericht mitsamt einem Foto der Person, die diesen verfasst hat, und das alles

vermutlich aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Das Einzige, was mich regelrecht abschreckt, ist das Buchstabieren der ungewohnten Schrift. Hieroglyphen oder chinesische Schriftzeichen könnten im Moment auch nicht schlimmer sein.

Ich denke daran zurück, wie ich im Alter von elf Jahren unbedingt das *Nibelungenlied* lesen wollte. In Omis Bücherschrank stehen einige antike Bücher; gleich im obersten Regal thronen die Bände eines Konversationslexikons aus dem Jahr 1892 in Goldauflage. Darauf war Omi immer sehr stolz, besonders auf die Goldauflage. Ich erinnere mich an meine Fingerkuppe, die golden glänzte, wenn ich als Kind heimlich über die feinen Linien im Innendeckel dieser Bücher strich.

Ich entsinne mich an jenen speziellen Duft, der mir heute noch aus dem Bücherschrank entgegenwabert, wenn ich ihn öffne: herb, holzig, zugleich leicht süß, ähnlich süß wie der Geruch im Schlafzimmer meiner Omi. Ich bin froh, dass Mutter den Bücherschrank auf jeden Fall behalten will.

Ein anderes Buch namens *Götter und Helden* findet sich gleichfalls in dem Schrank. Es trägt die handschriftliche Widmung »Meinem Kollegen Heinrich Schwarz zur Hochzeit, September 1934«. Darin war das *Nibelungenlied* enthalten – in deutscher Druckschrift. Die ersten Seiten fielen mir schwer, dennoch habe ich mich damals durchgekämpft. Nachdem ich das ›s‹ mitten im Wort vom ›f‹ auseinanderhalten konnte, ging es auch recht gut.

Es wäre doch gelacht, wenn ich mich nicht mit gleichem Erfolg durch diesen handgeschriebenen Wust kämpfen kann.

Jetzt will ich mich der Lektüre widmen, stelle eine Flasche Wasser und eine Tüte Kekse bereit, lege mich bequem auf den Bauch. Die Welt außerhalb des Hauses versinkt immer noch im Nebel. Es kommt mir vor, als ob das Haus eine Insel sei, ein-

sam und still und abgeschieden. Die Straßengeräusche von draußen wirken gedämpft, fast unwirklich.

Und ich selbst versinke in der Geschichte, einer unglaublichen Geschichte, die mich in ihren Bann zieht und mich das Gefühl von Raum und Zeit vergessen lässt.

Karin Mehrendt

Reisebericht

Prolog

Wo fange ich an?

Ich vertraue diesem Buch meine Erlebnisse an, die so aberwitzig sind, dass kein Mensch mir Glauben schenken möchte. Das Einzige, was man mir glaubt, ist das, was in der Zeitung stand:

Dass ich im April 1906 während der Überfahrt in die Kolonie Deutsch-Samoa bei einem Sturm mitten im Indischen Ozean über Bord ging und erst ein gutes Jahr später, im Juli 1907, nach einem Seebben an der südindischen Küste aufgefunden wurde.

Ich schreibe, um mich zu erinnern und gleichzeitig zu vergessen.

Stolz von Preußen

Wie aufgeregt war ich, als ich die Einladung nach Übersee in der Hand hielt. Vorangegangen war ein umfangreicher Schriftwechsel zwischen meinem Vater und Onkel Carl, der mit seiner Ehefrau und seinen drei kleinen Kindern das Glück in der Ferne versuchen wollte.

Nun wurde eine zuverlässige Gouvernante gesucht und ich bat Mutter und Vater voller Sehnsucht, mir die weite Reise zu erlauben, denn vor kurzem hatte ich mein Lehrerinnenseminar abgeschlossen, nachdem ich die höhere Töchterschule mit besten Zensuren verlassen hatte. Da mein Bruder Paul nach Deutsch-Samoa eingeladen worden war (ein tüchtiger Verwalter, dem man Vertrauen entgegenbrachte, war dem Onkel willkommen), nagte das Fernweh mit Macht an mir.

Mit Engelszungen redete ich auf die Eltern ein, mich mit ihm zu schicken, am Ende mit Erfolg, obgleich ich wusste, dass es ihnen nicht wirklich recht war. Galt ich doch als der Freigeist in der Familie, wollten sie dies einerseits nicht zusätzlich nähren, merkten aber auf der anderen Seite, dass ich in Chemnitz nicht stillhalten würde. So hatten sie mich mehrfach ermahnt und auch bestraft, wenn sie beispielsweise Schriften des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in meinem Besitz fanden.

Ich vermutete, es war tatsächlich die Furcht vor zukünftigem Gerede der Nachbarn, die meine Eltern am Ende veranlasste, mich in die Ferne ziehen zu lassen.

Am Tag der Abreise war mir dennoch bange. Zusammen mit Paul bestieg ich die Eisenbahn nach Hamburg, im Gepäck zwei sperrige Überseekoffer, die nicht nur Garderobe, sondern auch eine Menge meiner geliebten Bücher enthielten, von Fontane bis Verne.

Die Lokomotive erschien mir als ein mächtiges Ungetüm mit gewaltigem Leib. Wie zwergenhaft ich mich fühlte! Und wie viel größer das Dampfschiff sein musste, das Paul und mich in einer mehrwöchigen Reise nach Übersee bringen sollte.

Unsere Eltern hatten uns zum Bahnhof geleitet. Der Abschied war trünenreich, zumindest der meiner Mutter und der meinige, waren wir uns schließlich nicht sicher, wann und ob wir uns wiedersehen würden. Selbst Vater und Paul rangen darum, ihre Gefühle zu verbergen, obschon sie sich Mühe gaben, stoisch und würdevoll zu bleiben.

Noch heute steht mir das Bild der beiden winkenden Gestalten vor Augen, die immer kleiner wurden, während der Zug den Bahnhof verließ. Mutter, die das gute, graue Kleid unter ihrem Mantel trug und ihre zerlesene Lutherbibel an die Brust presste, und Vater mit seinem prächtigen Kaiser-Wilhelm-Bart im schwarzen Sonntagsanzug und dem steifen Homburger Hut.

Paul war nie ein Mensch vieler Worte gewesen. So hatte ich Muße, aus dem Fenster zu blicken und die vorbeiziehende Landschaft im zarten Frühlingslicht zu betrachten.

Ich sorgte mich, dass ich seekrank werden würde. In einem Zeitungsartikel hatte ich gelesen, es sei um das Wohlbefinden besser bestellt, halte man sich an Deck auf. Verbleibe man unter Deck, solle man mit der Übelkeit mehr zu kämpfen haben. Und natürlich machte ich mir viele Gedanken über Deutsch-Samoa. Wie kultiviert man dort wohl leben möchte? Ob die Men-

schen Deutsch sprachen oder wenigstens Französisch, was ich als wichtige Handelssprache in meinen Studien erlernt hatte? Hoffentlich war es nicht Englisch, denn diese Sprache beherrschte ich lediglich in Grundzügen. Ob ich mit dem Klima zurechtkäme? Und ob ich Heimweh haben würde nach meiner Familie?

Der Hamburger Hafen überwältigte mich völlig. Die Luft roch hier gänzlich anders als zu Hause. Eine steife Brise wehte aus Nordwesten und ich glaubte, den salzigen Geruch der Nordsee riechen zu können.

Überall sah ich Menschen: schwer arbeitende Menschen, geschäftige Menschen, reisende Menschen. Und ringsumher wurde gerufen. Das dröhrende Tuten der Schiffshörner lag über allem, fast wie die Hülle einer Käseglocke. Lastkräne schwenkten gewaltige Kisten auf das Deck der Schiffe oder hoben Frachtgut an Land. Fässer, Ballen und Taue lagen scheinbar wüst einher, dennoch musste das Auf- und Abladen der Lastenfuhrwerke einer Ordnung folgen, die sich mir nicht sofort erschloss.

Vielleicht, dachte ich, ist es wie bei einem Ameisenhaufen. Dem unerfahrenen Betrachter offenbart sich der Sinn nicht, doch alles hat Struktur.

Die Stolz von Preußen überragte uns haushoch. Zwei riesige Schornsteine bildeten den Blickfang. In der Hauptsache war das Schiff als Frachtschiff konzipiert, jedoch verfügte es auch über einige Kabinen zur Beförderung von Passagieren.

Nachdem Paul und ich unsere einfache (aber zu meiner Freude reinliche) Kabine bezogen hatten, brauchten wir nicht mehr lange zu warten. Das Schiffshorn ertönte satt und laut, die Dampfmaschine summerte tief und schwerfällig legte das Gefährt ab. Paul und ich weilten an Deck und blickten auf die

Küste unseres Heimatlandes, die nach und nach in der Ferne verschwand. In mir rang Wehmut mit Abenteuerlust. Es war eine seltsame Mischung.

Außer uns befanden sich vier weitere Passagiere an Bord, von denen allerdings niemand die gesamte Passage bis nach Deutsch-Samoa unternahm. Zwei Handelsreisende aus Hannover planten, bis Kapstadt zu reisen, wo sie auf einen Dampfmaschinenkontrakt hofften. Der junge Arzt aus Berlin wollte sein Glück in Kamerun versuchen. Ein Mitreisender, ein älterer, betuchter Herr, hatte im Sinn, ein weiteres Stück mit uns zu fahren. Er hatte von der landschaftlichen Schönheit und dem warmen Klima der Südsee vernommen und gedachte, seine vom Rheuma geplagten Gliedmaßen von der eher kühlen und feuchten Wetterlage des Sauerlandes zu befreien. All diese Herren sah ich nur zu den Mahlzeiten und ihre Absichten offenbarten sie in der zu diesem Anlass gehaltenen Konversation.

Mit der Besatzung hatte ich kaum Kontakt, was mir durchaus lieb war. Ich fühlte mich als einzige Frau an Bord wie ein wunderliches Tier. Zum mindest kam es mir vor, dass man mich so ansähe. Ich dankte der Fügung, dass mein Magen keine Probleme mit dem Schwanken und Schlingern unseres Schiffes hatte, sodass ich bequem in der Kabine bleiben und mich dem Studium meiner Bücher widmen konnte.

Paul verbrachte mehr Zeit an Deck, stand dort mit seinem Feldstecher und schaute auf den endlos erscheinenden Horizont. Er unterhielt sich weitaus häufiger mit den Mitreisenden, als es für mich selbst schicklich war. Wenn ich mich auf das Deck hinauswagte, hüllte ich mich in meinen Reiseschal und zurrte die Hutschnur fest unter das Kinn, damit der Wind mir meine Kopfbedeckung nicht entreißen konnte.

Auf den Stopps unserer Route zog ich es ebenfalls vor, an Bord zu bleiben, auch wenn ich mir das Treiben in den fremden Häfen voller Faszination vom Schiff aus ansah. Wie vielfältig diese Menschen alle ausschauten, in jedem Hafen anders, und mir schien es, dass die Gesichter der Leute immer dunkler wurden. Hatten die Portugiesen in Lissabon schon recht sonnengebräunt auf mich gewirkt, staunte ich umso mehr in Lomé in Togoland und in der Kamerunstadt Duala.

Der über dem Hafen von Kapstadt thronende Tafelberg war eine großartige Augenweide. Gern wäre ich dort gewandert! Paul hingegen lachte mich aus und murmelte etwas von ›Sonnenstich‹ und ›Tropenkrankheit‹. Ich sah ihn an und dachte, dass er mit seinem schütteren, blonden Haar und dem rosigen Teint in der Tat in der südlichen Sonne, die hier gnadenlos herniederbrannte, auf sich achten müsste. Aber in Deutsch Samoa wäre es sicher kein bisschen besser.

Wie viel leichter es Männer haben, dachte ich und grollte.

Egal, was Paul tun wollte, er machte es einfach. Er musste nicht vorher um Erlaubnis bitten. Manchmal wünschte ich mir, frei wie ein Mann zu sein, wünschte mir, Hosen zu tragen und nicht diese lästigen, langen Röcke. Kurzes Haar, sodass Kämmen und Frisieren wegfielen, war sehr verlockend. Ich wünschte mir, Pfeife zu rauchen und ab und an auch einmal fluchen zu dürfen, ohne böse Blicke zu ernten.

Ich tröstete mich, dass dieses Abenteuer, das ich erlebte, den wenigsten Frauen meiner Klasse zugutekam. Die meisten meiner Freundinnen hatten einen Bräutigam. Josefine und Marie waren schon verheiratet und Fanny hatte bereits ihr erstes Kind zur Welt gebracht.

Während ich immer noch zwischen Groll und sinnlosem Wunschdenken schwankte, legte die *Stolz von Preußen* aus